

Rolf Zerfaß

## Gemeindezentrum auf Kosten des Gemeinde- aufbaus?

*Grundsätzlich stimmen heute wohl alle darin überein, daß Pastoral- und Personalpläne den Bauplänen vorausgehen müssen, daß man zunächst fragen muß, welche Bedürfnisse die Gemeinde hat und welche Dienste von ihr für die Menschen angeboten werden können und sollen. Praktisch werden aber noch zu oft kirchliche Gebäude errichtet, die nicht hinreichend der Gemeindegemeinschaft dienen, sondern diese eher belasten und erschweren. Neben grundsätzlichen Überlegungen gibt Zerfaß auch Anregungen, wie heute kirchliches Bauen geschehen soll.* red

Wie steht das Bauprojekt zu dem Gemeindeaufbau, der den Kirchen in der Trabantenstadt aufgetragen ist? Es ist nicht schwer, über die grundsätzliche Verhältnisbestimmung Einigkeit zu erzielen: Das Bauprojekt soll ein Teil, soll Ausdruck, Instrument des Gemeindeaufbaus in der Siedlung werden.

Aber darüber waren sich alle Leute, die in den letzten 25 Jahren in der Bundesrepublik für die Kirchen gebaut haben, einig; trotzdem sind viele Bauprojekte nicht im Zusammenhang und im Dienst, sondern auf Kosten der Gemeindebildung entstanden, wenn etwa der Gemeindeaufbau – der Besuchsdienst, die Gruppenarbeit, die Familienseelsorge – in der Bauperiode suspendiert bzw. auf ihre elementarsten Funktionen reduziert wurden. Gewiß, die Aufmerksamkeit der Verantwortlichen ist begrenzt. Wenn aber auf ein bis zwei Jahre die Gemeindegemeinschaft praktisch ruht, muß man den Verdacht anmelden, daß darunter auch das Bauprojekt leidet, weil dann an der Gemeinde vorbei gebaut wird. Es kommt ja gar nicht selten vor, daß nachher, wenn alles nagelneu dasteht, wenn der Architekt belobigt und in Gnaden entlassen ist, Pfarrer und Gemeinde heimlich den großen vergangenen Zeiten des Provisoriums nachtrauern: „Damals, als wir noch in der Baracke waren . . . wenn überhaupt bei uns Gemeinde entstanden ist, dann damals, dann war es damals . . .“ Also – heißt die Konsequenz – sollte man die Periode der Bauplanung möglichst vorziehen und das Gemeindezentrum zu dem gleichen Zeitpunkt fertiggestellt haben, an dem die Hochhäuser ringsum bezogen werden? Gar manche in bester seelsorglicher Absicht von der Kirchenleitung hingestellte Kirche macht die Problematik einer solchen pastoralen Strategie deutlich: Die eine zeigt dem Viertel die Kehrseite, eine andere steht in überdimensionaler Größe mitten unter niedrigen Häusern, weil infolge einer Umwidmung die geplanten Hochhäuser anderswo gebaut wurden; die Gemeindegemeinschaft wirken öd, die beiläufig in einem leerstehenden Keller noch eben unter-

gebrachten Jugendräume zeigen, was einem die Jugend wert ist. All das bestärkt mich, doch den Weg der Baracke, des Provisoriums vorzuziehen, d. h. das Gemeindezentrum mit der Gemeinde zu bauen, die es bewohnen soll, vorausgesetzt es gelingt, eine Klammer zu finden, die das Bauprojekt als Teil im Ganzen des Gemeindelebens behält, ja es vielleicht zum Anlaß macht, in einen konstruktiven und kritischen Streit darüber einzutreten, was eine Gemeinde in der Trabantenstadt überhaupt soll.

## I. Bauprojekt und Gemeindeaufbau

Fragen wir — auf der Suche nach solchen Klammerstücken — zunächst einfach: Was hat das Bauprojekt mit Gemeindeaufbau gemeinsam?

Die Worte sagen es schon: das Bauen. Bauen aber — das macht in meinen Augen den Beruf des Architekten so aufregend — hat es mit der Zukunft zu tun. Bauen geschieht auf Zukunft hin. Bauwerke überleben gewöhnlich ihre Architekten und richten sie, ob nämlich wirklich auf Zukunft hin geplant, entworfen, dem Überleben der Menschen in der Zukunft gedient worden ist. Alles Bauen, auch der Gemeindeaufbau, steht unter dem Gericht der Zukunft, und hier scheint mir eine Hauptwurzel für die Verunsicherung vieler Architekten und auch kirchlicher Bauherren in der Gegenwart zu liegen.

Wenn uns nämlich in den letzten Jahren eines zum Bewußtsein gekommen ist, dann dies: Eine Gemeinde von sog. Christen hat nicht von selbst und unter allen Umständen Zukunft, sondern nur, wenn sie die Sache Jesu weitertreibt, d. h. sich in seiner Nachfolge auf dem Weg hält, auf den Horizont zu bewegt, in welchem der Welt und der Kirche von Gott her eine Zukunft verheißen ist. Sowohl die schleichende Auszehrung des üblichen Pfarrbetriebs, als auch — positiv — die unerhörte Dynamik, die zahlreiche Modellgemeinden entwickelt haben, machen deutlich, daß es einige elementare Prinzipien zu beachten gilt, wenn eine Gemeinde Zukunft haben soll, so daß es sich lohnt, dieser Gemeinde ein Haus zu bauen. Ich möchte diese Prinzipien der Einfachheit halber auf zwei Kernsätze reduzieren und jeweils sogleich auf ihre Konsequenzen für unsere Frage hin durchdenken.

### 1. Zukunft der Gemeinde im Engagement für die Menschen

Zukunft hat eine Gemeinde nicht in sich und an der Welt vorbei, sondern nur in dem Maß, als sie sich ganz konkret auf ihre nächste Umwelt, auf die Menschen und Probleme dieses Stadtviertels einläßt, so wie Jesus von Nazareth, auf den diese Gemeinde sich doch beruft, sich auf die Menschen seiner Umgebung eingelassen, ihre Fragen und Verlegenheiten ernstgenommen, ihre Ängste und Unfreiheiten aufgebrochen hat.

Das ist „vertikal“ und „horizontal“ zugleich und fordert unter den gesellschaftlichen Bedingungen der Gegenwart ein breites Engagement. Oder wir müssen so konsequent sein, den ersten Satz der Pastoralkonstitution und damit einen Grundimpuls des II. Vatikanums zu streichen: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“. Kardinal Bensch hat sich daran gestoßen und in der Konzilsaula erklärt, der Text sei falsch; Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute seien nicht Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Christen. Auch dies gibt einen Sinn ab, aber das Konzil ist bei seiner Formulierung geblieben. Eine Gemeinde, die sich an den Bedürfnissen und Problemen, den Fragen und Leiden der Menschen der betreffenden Siedlung nicht orientieren würde, müßte ihren Auftrag verfehlen. Wenn sie an den Leuten vorbeipredigt und vorbeizelebriert, setzt sie nicht Jesu Werk fort, sondern mißbraucht seinen guten Namen. Das ist ja in den Evangelien vorgesehen, daß am Jüngsten Tag einige sagen: Haben wir nicht in deinem Namen geweißt und Wunder gewirkt? Und dann wird der Herr ihnen antworten: Ich kenne euch nicht (Mt 7,22). Es kann kein Gedächtnis des Leidens Christi geben, das die konkreten Leiden der Menschen aus dem Gedächtnis verlieren dürfte. „Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist“ (Dietrich Bonhoeffer). Das heißt konkret: Eine Gemeinde ist nicht für sich selbst da, auch nicht für das Bistum oder für die Weltkirche, sondern für die Menschen dieses Viertels.

Konsequenzen für das  
Bauprojekt: öffentlich  
verfügbares  
Raumangebot

Welche Konsequenzen hat das für das Bauprojekt? Dazu liefert die Chronik des Isolotto das Anschauungsmaterial. Da hat man nämlich nicht nur auch einen katholischen Kindergarten vorgesehen und eine schöne katholische Pfarrbücherei und einen Clubraum für die alten Leute, um dann – wie mir ein Würzburger Pfarrer dieser Tage schilderte – besorgt festzustellen, daß nun auch die Stadtbücherei ihre Niederlassung und die Ortsgruppe der SPD ihren Altenclub aufmacht... sondern Don Mazzi hat von allem Anfang an erklärt und praktiziert: Unsere Räume stehen dem Viertel zur Verfügung, nach dem Motto: „Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben... macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon“. Während bei uns alle im Gemeindesaal bzw. im „Pfarrsälchen“ ablaufenden Programme von vornherein als binnenkirchliche Unternehmen etikettiert sind, d. h. als nicht öffentliche, für die Öffentlichkeit irrelevante, klerikalem Kuratel unterste-

hende Vereinsmeierei, hat Don Mazzi im Isolotto ein solches Image gar nicht erst aufkommen lassen. Wäre es möglich, das Raumangebot eines Gemeindezentrums von Anfang an als ein öffentlich verfügbares einzuführen, d. h. Volkshochschulabende, Club- und Vereinsabende, Schulungen des DRK, Musikveranstaltungen, Parteiversammlungen verschiedener Couleurs dort anzusiedeln, um die Schwelle gar nicht erst entstehen zu lassen, die ein Gemeindezentrum sonst unweigerlich zum Sandkasten für Kirchgänger werden läßt?

... ohne

Bauernfängerei ...

Sicher ist dergleichen nur möglich, wenn der Verdacht der Bauernfängerei durch die Kirchen wirksam ausgeräumt werden kann. Aber dazu bestünde gerade in der Phase des Provisoriums die größte Chance, indem die Gemeinde erstens selbst ungeniert fremde Räume in Anspruch nimmt, auf der Basis des Angebots späterer Aushilfe, und zweitens die anderen Interessengruppen des Viertels rechtzeitig über das eigene Raumangebot informiert, zum Mitplanen und so zu einer wechselseitig förderlichen optimalen Ausnutzung der Raumkapazität im Neubauviertel einlädt. Es ist überaus erfreulich zu hören, daß an verschiedenen Orten (etwa in München oder auch in Heiligenstock/Frankfurt) derlei Überlegungen zwischen den Kirchen und auch in Absprache mit anderen Kräften der Gemeinwesenarbeit in Gang gekommen sind. Aber das ist ja noch seltene Ausnahme, nicht selbstverständlicher Alltag. Ich kann mich erinnern, daß ich einen Pfarrer, der in einer anderen deutschen Satellitenstadt gerade eine 2-Millionen-Kirche aus der Verschalung herausgepellt hatte, gefragt habe: Was sollen denn nun neben deinem Tempel die Evangelischen noch bauen? Worauf er mit überlegenem Lächeln antwortete: „Die sind abgemeldet“.

... und in

ökumenischem Kontakt

Auch die ökumenischen Kontakte möchte ich also pragmatisch unter die Gesten solcher Solidarität mit den Bedürfnissen und Problemen des Viertels packen. Den Aufwand eines perfekt gedoppelten konfessionellen Angebots verstehen keine 10% der Bewohner einer Neubausiedlung mehr. Also darf ökumenische Arbeit sich nicht auf einen einstündigen Gottesdienst pro Jahr beschränken, sondern wir müssen so viel Vertrauen zueinander aufbringen, daß wir auch bestimmte Dienste wie Kindergärten, Altenstätten, Schulaufsicht, Beratungsdienste von vornherein ökumenisch konzipieren. Selbst auf der Basis informeller Absprachen ist hier schon vieles möglich, was die Kirchenleitungen vielleicht noch nicht institutionell zu organisieren wagen. Aber derlei Absprachen müssen *jetzt*, in der *Planungsphase* erfolgen, auf der Basis wechselseitiger Bedürftigkeit und ohne

daß einem Teil die Rolle des Almosenempfängers zugemutet wird. In diesem Sinn aber könnte ein Bauprojekt intensiv zur Bewußtseinsbildung, biblisch gesprochen zum Umdenken und zur Umkehr im Gemeindeaufbau in Richtung Ökumene anregen. Statt auf Grund der starken Belastung durch das Bauprojekt die ökumenische Arbeit für 2 Jahre zu sistieren, käme es gerade darauf an, von der Ökumene als einer unverzichtbaren Dimension heutigen Gemeindeaufbaus her das Bauprojekt kritisch zu begleiten und in den pastoralen Dienst an den Menschen dieser Stadt einzubeziehen.

In der beschriebenen Solidarität mit den Menschen des Viertels wird eine christliche Gemeinde diesen Menschen aber nur wirklich dienen können, wenn sie für alle Zeit den Mut behält, sie selber zu sein, d. h. Gemeinde des Jesus von Nazareth, seinem Wort verpflichtet, von seinem Geist bewegt, wie er und mit ihm ausgerichtet auf die Verheißung der kommenden Gottesherrschaft — auch im Widerspruch zu den Erwartungen der Menschen.

Alle Entwürfe einer menschlicheren, menschenwürdigeren Zukunft, die seit der Neuzeit gemacht und in zäher kommunalpolitischer Arbeit heute verwirklicht werden, stehen für den, der glaubt, bereits im Horizont einer größeren umfassenderen Hoffnung auf die kommende Welt, die kommende Gerechtigkeit, den kommenden Frieden, wie ihn Jesus von Nazareth im Namen Gottes angesagt hat. Diesen Maßstab in Erinnerung zu halten, dieses Ziel im Blick zu lassen, nicht zuzulassen, daß man es billiger tut — das wird eine der Hauptaufgaben der Christen der Zukunft sein. Die Christenheit hat der Menschheit nicht zu dienen, damit die Welt bleibe, was sie ist, sondern daß sie sich wandle und werde, was ihr verheißen ist (Jürgen Moltmann). Darum muß die Solidarität und das Einfühlungsvermögen immer wieder umschlagen in kritische Distanz, in den Mut, den Menschen das größere Ziel zu zeigen. Und auch dies umfaßt die Horizontale und die Vertikale.

Was damit gemeint ist, sehe ich sehr präzis und diskret in einer kassidischen Erzählung beschrieben: „Ein Rabbi“, so wird erzählt, „geht an einem Spätsommerabend mit seinem Enkel im Hof des Lehrhauses auf und ab. ‚Viele Dinge sind nötig, wenn jemand Rabbi sein will‘, sagt der alte Mann: ‚ein Lehrhaus und Tische und Stühle. Und einer wird Vorleser und einer wird Diener usf. Und dann kommt der Widersacher und reißt das innerste Pünktlein heraus. Alles andere bleibt wie zuvor, das Rad dreht sich. Nur das innerste Pünktlein fehlt.‘“ Die Erzählung schließt: „Da erhob der Rabbi die Stimme: ‚Aber Gott helfe uns! Man

2. Geistbewegte  
Gemeinde Jesu — auf  
die Zukunft Gottes hin  
orientiert

Das innerste Pünktlein:  
Versöhnung und Gebet

darfs nicht geschehen lassen!“ Wenn eine Gemeinde in der Trabantenstadt nicht mehr betet, nicht mehr um den Geist Jesu bittet, sich nicht mehr davon betroffen sein läßt, daß Gott Schuld vergeben will, daß Gott für uns ist, hat eine solche Gemeinde das innerste Pünktlein verloren, auch wenn sie eine Menge Sozialarbeit leistet. Aber mit „Horizontalismus“ hat das eigentlich nur wenig zu tun, denn auch das Bekenntnis zur „Vertikalen“ ist nicht gegen den Verlust des innersten Pünktleins gefeit. Das Mittelalter hat gewiß die Vertikale gelebt, aber wäre die Reformation je aufgebrochen, wenn man nicht das innerste Pünktlein verloren hätte, den Glauben daran, daß Gott uns umsonst und im vorhinein zu all unserer Bemühung geliebt und erlöst und gerettet hat?

Hier können wir gleich wieder auf die Spannung Bauprojekt – Gemeindeaufbau eingehen: Man kann vielen Kirchen nicht ansehen, ob sie horizontal oder vertikal gedacht sind, aber man merkt immer, wenn sie aus dem Impuls des Evangeliums erwachsen sind und wenn sie von einer Gemeinde benützt werden, die aus dem Evangelium lebt.

Zu viel Aufwand für  
das Äußere...

Darf ich als Beispiel die Paulus-Akademie in Zürich nennen? Ich weiß nicht, wie man dort an einem Amboblock, aus dem man gut und gerne einen Altar hätte machen können, die Bergpredigt verlesen kann, ohne rot zu werden. Der Altar, aus riesigen Steinblöcken zusammengesetzt – Kostenpunkt 30.000 sfr – gestattet, auf ihm nach allen Regeln der Kunst Büffel zu schlachten, aber die Begehung des Abendmahls wird zu einem Gespött. Man halte sich als Gegenbeispiel die Kirche von Taizé vor Augen: hoher formaler Anspruch bei äußerster Kargheit im Aufwand. Ich meine, wir – Theologen und Architekten – haben in Deutschland zu viel über „sakral“ und „profan“ diskutiert, statt gemeinsam das Leben spiritueller, am Evangelium orientierter Gemeinden zu beobachten und zu teilen. Da wird auf einmal die Kategorie der Armut entdeckt und gelebt und erweist sich als eine in hohem Maß inspirative und kritische Kategorie, sowohl für den Bau des Zentrums als auch für das Leben der Gemeinde. Ich möchte keineswegs utopische, irrealer Maßstäbe ins Spiel bringen. Ich bin nur immer tief deprimiert, wenn ich den Aufwand für Fußböden und kupferne Dachrinnen in Verhältnis zu dem setze, was nachher am notwendigsten Interieur eines Gemeindezentrums fehlt, von der Bestuhlung angefangen über die Bilder an der Wand bis etwa zur Verfügbarkeit von Medien in der Gemeindegemeinschaft. Hier scheint mir wiederum eine intensive Erörterung des Bauprojekts samt allen Folgekosten mit der Gemeinde und unter dem geistlichen Krite-

... zu wenig für  
Einrichtung und  
Gebrauchsgegenstände

rium „für eine dienende und arme Kirche“ brennend notwendig. Solch kritisches Distanznehmen darf auch vor dem Gemeindekonzept selbst nicht halt machen. So fragt Georg Kugler, ob unter diesen Voraussetzungen der Begriff „Gemeindeaufbau“ noch sinnvoll sei, oder ob man dieses Wort, trotz seines biblischen Ursprungs, nicht lieber fallenlassen sollte, weil es einem statischen Denken und entsprechend fest umschriebenen Arbeitsformen Vorschub leistet, während dafür die Zeiten vorbei zu sein scheinen. Er setzt dagegen die Zielvorstellung einer zeitlich begrenzten Begleitung, eines Geleits, das sich Gemeindemitglieder und Gruppen gegenseitig gewähren, und glaubt damit nicht nur den Tendenzen zu wachsender Mobilität in der Industriegesellschaft, sondern auch den theologischen Kategorien der Sammlung und Sendung besser zu entsprechen, die das Leben einer Gemeinde prägen.

#### Vorläufiges Gemeindeverständnis

Welcher Art Gemeindehaus kommt einer Gemeinde zu, die sich selbst so vorläufig versteht, als Volk Gottes unterwegs? Mit einer betonierten Zeltdachkonstruktion ist das nicht zu schaffen. Die Erörterung der Baupläne könnte also zu einer Erörterung des Gemeindekonzepts führen, wenn man sich wirklich in solider Öffentlichkeitsarbeit um die Einbeziehung der Basis bemüht, und nicht nur um die Spendenfreudigkeit zu mobilisieren, sondern um dies Bauprojekt der Gemeinde als ihre eigene Entscheidung bewußt zu machen und sie dadurch zu einer Selbstbestimmung und Zielumschreibung zu führen. Dabei müßte unter anderem erörtert werden, wie man vermeiden kann, daß sich das Bauprojekt — wie schon der Gottesdienst und das Bildungsangebot — neuerlich als Schichtbarriere auswirkt. Wer baut denn das Gemeindezentrum? Wie kann man verhindern, daß die Verantwortlichen sich selbst zum Selektionsprinzip machen, also etwa die Mittelschichtenbindung der Kirche in der Bundesrepublik noch einmal verstärken? Wie kann man vermeiden, daß Niveau zur Barriere, Anspruch zur Überforderung wird? Der zum Stehkonvent einladende Vorplatz kann jeden Gang zum Beratungsgespräch zu einem Spießrutenlaufen werden lassen; die zweckmäßig ins Gemeindezentrum einbezogene Pfarrerwohnung kann den Pfarrer zum Gefangenen seines Vatikans machen. Ich möchte schon lange einmal eine Dissertation vergeben, die die Pfarrhausbaupläne der Nachkriegszeit auswertet, das Wohnvolumen der Pfarrer zu dem des Durchschnittsbürgers der BRD in Relation setzt und etwa ermittelt, wieviel Meter Luftlinie im Durchschnitt vom Pfarrhaus ringsum zur nächsten menschlichen Behausung bestehen — ich bin überzeugt, daß sich von daher die Misere des Pfarrerberufes

und der Gemeindegemeinschaft ein ganzes Stück weit erklären und belegen ließe. Darüber sollten Architekten, Theologen und Gemeinden diskutieren. Das erschiene mir ergiebiger als die Diskussion über „profan“ und „sakral“.

Wenn in Trier in der City eine Baugrube ausgehoben wird, kommt fast unweigerlich über dem Ausschachten eine Tonvase oder ein Mauerrest zum Vorschein. Und dann gibt es immer wieder beherzte Baggerführer, die ganz rasch den Greifer auf das Mauerchen herunterdonnern lassen, damit nicht ein Dreiwochen-Baustopp eintritt, bis die Konservatoren ihr Geschäft in der Grube verrichtet haben. Es soll Unternehmer geben, die ein kräftiges Trinkgeld für den Baggerführer bereit halten.

#### Kein Abbrechen der Reflexion

Ich könnte mir vorstellen, daß ich mit meiner Einladung, nach einer Verklammerung zwischen Bauprojekt und Gemeindeaufbau zu suchen, zu einem unzumutbaren Baustopp auffordere. „Der Pastorationsplan ist nicht da, in den der Bauplan integriert werden könnte. Also bleibt uns gar nichts anderes als loszubauen“, werden die Praktiker sagen. Ich habe deshalb ein Stück weit Verständnis dafür, daß auch bei einem Gemeindeprojekt Baggerführer „Architekt“ und Unternehmer „Pfarrer“ schnell in Versuchung sind, sobald der Maulwurf pastoraltheologischer Reflexion des Gesamtzusammenhangs das Köpfchen erhebt, den Greifer sausen zu lassen. Ich habe Verständnis für diese Versuchung; aber ich meine auch, damit stünden wir wieder vor der elementaren Entscheidung, ob der Mensch das Kriterium des Bauens bleibt. Wenn wir uns als Kirche nicht Zeit lassen, die Basis zu beteiligen, zur Reflexion auf das anzuhalten, was da mit ihr geschieht, verlieren wir jedenfalls die Legitimation, im Streit zwischen Profitopolis und der Stadt Gottes auch nur ein Wort mitzureden. Wir können vor der Zukunft nicht bestehen, weil wir dann dem Überleben nicht wirklich dienen. Es darf einer Gemeinde, die aus der Baracke endlich in das neue Zentrum umzieht, nicht ergehen, wie es vielen unserer Kinder im Advent und manchen Christen in der Fastenzeit widerfährt: Da wird wochenlang auf das Fest hingeredet, und ist es endlich da, so fragt man sich betroffen: Das soll nun alles gewesen sein? Gott helfe uns, hat der Rabbi gesagt, man darf es nicht geschehen lassen!